Fotos: Sigrid Schusser & Heinz Bück

Offshore in der Anderswelt

Aran Islands – Die drei schönen Töchter des Burren

VON HEINZ BÜCK

Jäh schlägt das Alarmsystem des Körpers an. Adrenalin schießt in die Blutbahn und beschleunigt den Puls. Merklich beginnt das Herz zu pochen. Mit jedem weiteren Schritt, jedem noch so vorsichtigen Schritt voran, hin zur nahen Steilklippe sendet das Hirn immer eindringlichere Warnsignale: „Bitte, nicht!" Gebannt fällt der Blick über die mörderische Kante. Die tiefstehende Sonne hat das brodelnde Meer in wogendes gleißendes Quecksilber verwandelt.

Auffrischender Wind treibt die mächtigen Wolken über die Galway Bay. Er scheint heftiger zu werden, je näher du dem Abgrund kommst, als wollte er dich zurückschieben. Ein zweifelhafter Widerstand. Alles in dir mahnt dich eindringlich, nicht näher heranzutreten.

Nur einen kleinen Schritt noch: Adrenalin pur. Kaum einen Meter noch, dann stürzt das Kliff 300 Fuß hinab in die schäumende See. Das sind 100 schreckliche Meter, die hier oben – ungesichert im trügerisch unsteten Wind – selbst bei Schwindelfreiheit kaum zu ertragen sind. Der letzte Meter ist schier unüberwindlich: „Bitte, nicht!"

Wir waren am letzten Ziel unserer Reise, standen im Klippenfort am Rande der Anderswelt, am Tor zum Einst und Immer. Pádraigín Clancy hatte uns gewarnt: „Dún Aonghasa ist ein magischer Ort."

Cast a cold Eye. On Life. On Death. Horseman pass by.

Vom hügeligen Donegal waren wir bei Regen und Wind über Sligo gekommen, hatten am Fuß von Ben Bulben – am Grab des großen Dichters – noch William Butler Yeats´ gedacht und spätnachmittags die aufklarende Galway Bay erreicht. Auf dem Weg nach Doolin, ins zerklüftete County Clare, führt die Küstenstraße durch den schrundigen Burren, ein groteskes Karstgebiet, das heute als irischer Nationalpark unter besonderem Schutz steht – unter Mondlandschaftsschutz: The Burren and Cliffs of Moher UNESCO Global Geopark.

Blasser, hellgrauer Kalkstein ergießt sich über die Hügel, grau wie der Himmel über der weiten Bucht. In zerfurchten Terrassen aus spröden Blöcken breitet sich ein zermartertes Hügelland aus, gehobelt von den Gletschern der Eiszeit und poliert vom ewigen Meer, von Erosion zerfressen in Wind und Regen. Selbst der blutrünstige Edmund Ludlow, ein General des grausamen Cromwell, hatte sich schaudernd abgewandt: „Kein Baum, um einen Mann zu hängen, kein Tümpel, um ihn zu ersäufen, und keine Erde, ihn zu verscharren." Er hätte genauer hinsehen sollen. Denn dem kalten Herzen des Plünderers blieben die wahren Schätze dieses rauen westirischen Landstrichs verborgen. In den Schrunden und Wunden, in den Rissen und Kluften der erstarrten Gesteinslagen blüht es lichterbunt, ein farbenfroher Mikrokosmos im spärlichen Grün, voll unerwarteter Lebendigkeit, wo im Verborgenen das kleine Volk wohnt und die Erdgeister hausen.

Dieses wundersame Karstplateau versinkt vor den Cliffs of Moher in der Galway Bay, um weit draußen wieder forsch aus dem Meer zu steigen, als kleine Inseln von herber Schönheit: Inis Oírr, Inis Meáin und Inis Mór, die schönen Töchter des Burren. Der Archipel der Aran Islands – oder Oileáin Árainn, wie die Iren sagen – ist seit uralter Zeit besiedelt, seit der Steinzeit vor 5.500 Jahren. Schon ihre bizarre Geologie macht sie zu einem Ehrfurcht gebietenden Weltenort, einer Anderswelt aus Kalkgestein. Ebenso eindrucksvoll sind ihre sieben steinernen Ringforts: geheimnisvolle Relikte aus den archaischen Zeiten der frühen bronzezeitlichen Siedler, voller Magie und keltischem Zauber, aus jenem spröden Stein erbaut. Ihr berühmtestes ist Dún Aonghasa. Dort wollten wir hin, nach Inis Mór. Und so standen wir im Morgenregen am Pier von Doolin.

Nach den vergangenen stürmischen Tagen war der Andrang am Hafen riesengroß. Die Container der konkurrierenden Fährbüros waren seit halb zehn von Menschen umlagert. Fahrkartenverkäufer riefen Touren und Abfahrtszeiten aus wie Marktschreier auf Basaren. Gleich mehrere Fährgesellschaften buhlten am Pier um die Gunst der Passagiere. Viele hatten vorbestellt, etliche über Hotels und Veranstalter. Nur wir leider nicht. Und daher kamen wir auch nicht mit nach Inis Mór, jedenfalls nicht auf direktem Wege und nicht an diesem Morgen.

In Irland kommt oftmals alles anders, anders als erhofft und meistens besser als befürchtet. Es gab einen anderen Vorschlag für uns, überzeugend anders. Joan Reilly bei Doolin-2Aran Ferries kannte ihren Fahrplan: „Wenn wir denn Zeit hätten, mindestens drei Tage Zeit, dann sollten wir erst zur kleinen Insel Inis Oírr. Irgendwo in einem B&B übernachten oder campen. Ein Zelt hätten wir ja dabei. Dann zur mittleren Insel Inis Meáin und später zum krönenden Abschluss von dort zur großen Inis Mór und zum magischen Fort von Dun Angus. Dreimal übersetzen und nonstop zurück. Ein Übersetzungsprogramm nach Insider-Art, eine Dreiinseltour. Wir nahmen ohne zu zögern an.

Inis Oírr, die Kleine

Zur Insel der Heiligen und Gelehrten

Wir starteten bei kabbeliger See und Sonnenschein und kamen nach einer guten halben Stunde auf der „Queen of Aran“ an. Inis Oírr, das östlichste und kleinste Eiland der Aran Islands, liegt kaum fünf Meilen vor der Felsenküste der Grafschaft Clare, grau und wüst wie der Burren. Gegenüber dem Fahrradverleih am Hafen warteten Kutschen und abgewrackte Autos auf die Gäste. Eigentlich wollten wir ja zu Fuß laufen. Aber nun beschwor uns einer der Fahrer, uns seine Insel zeigen zu dürfen, und lud uns ein zu einer Rundfahrt: „Zu einem wirklich guten Preis“. Nun ja, die Inseln leben vom Tourismus und die Touristen sind nun einmal wir. So landeten wir widerstandslos in Davids altem, klapprigen Auto.

Löchrige Trockenmauern säumen beidseits die Straßen. Ein Gewebe aus Wegen und Wällen liegt über dem Land, wie ein graues Netz, durch das freundlich hell die Wiesen und Äcker schimmern. Schon die frühen Siedler der Bronze- und Eisenzeit erbauten diese Wälle aus schroffen Blöcken, parzellierten ihr Land und machten den kargen Boden urbar: mit Tang, den die See achtlos auf die rissigen Küsten warf. In steinernen Becken fingen sie das Regenwasser, bevor es im rissigen Boden versickerte.

Heute ist der Archipel eine der wenigen verbliebenen Regionen, in denen irisch gesprochen wird: eine Gaeltacht offshore. Nur die entlegenen Plätze der Westküste, so hatte Pádraigín uns erklärt, konnten ihre Identität und Spiritualität bewahren und die gälische Sprache in die Neuzeit bringen. Besonders die vorgelagerten Inseln – kaum mehr in Sicht- und Reichweite des Festlandes – hatten sich der Inkulturation durch die englischen Besatzer weitgehend entzogen. Hiesige Sprachschulen lehren Irisch.

Wir fuhren südwärts und hielten am rostigen Wrack der „Plassey“, einem gestrandeten Frachter am steinigen Ufer, wo Flötenspieler die Touristen empfangen. Die Saison hier ist kurz und muss ein wenig Geld einbringen. Wir hielten am sichelmondförmigen Strand, wo die Curraghs rücklings im Sande liegen: Die Fischerboote der Arans sind denen der Inuits verwandt. Sie galten als schier unsinkbar. Mit Lederhäuten überzogen, mit Schafstalg gefettet und außen geteert, trotzten sie fürchterlichen Sturzseen. Mit ihnen stach schon Saint Brendan in See auf der Suche nach dem Elysion. Denn die Insel der Seligen kann niemals dort sein, wo man sich gerade befindet. Wir hielten an St Caomhán's Church, alljährlich das Ziel einer Wallfahrt. Die im Boden versunkene Kirche ist dem heiligen Kevin aus Glendalough geweiht. Doch selbst er konnte ihren Untergang nicht verhindern. Auch andere Geister walten hier.

Ann kam mit weißer Schürze aus dem Haus. Über dem einladenden Vorgarten ihres kleinen B&B liegt erhaben die Burg der O’Briens, auf einem gut 50 Meter hohen Hügel, der höchsten Stelle der Insel. Sie stammt aus dem 14. Jahrhundert und ist von den Resten des vermutlich frühmittelalterlichen Ringforts Dún Formna umgeben, das wehrhaft hinüberschaut zu den Bruderforts auf Inis Meáin und Inis Mór. Wir waren zu Fuß weitergezogen. David wollte unsere Rucksäcke zeitig zur Fähre bringen und so verbrachten wir unsere Mittagspause im kleinen Garten. „Inis Oírr ist immer noch ein beschaulicher Ort“, sagte Ann, „die beiden anderen Inseln sind viel zu kommerziell geworden“, und sie eilte zurück in ihre Küche, um Geschirr zu holen. Obwohl ein paar Tropfen fielen, blieben wir draußen auf einer ihrer Picknickbänke, zwischen Reiseführern, Karten und Almanachen. Hier genehmigten wir uns eine Seafood Chowder, die cremige Suppe des Tages aus heimischen Meeresfrüchten, und einen Teller Makrelen, frisch aus dem Meer. Dazu gab es selbst gebackenes Brot, Kaffee und Tee. Unwiderstehlich der Nachtisch: eine Rhubarb Tart mit Vanillepudding und Sahne gereicht, mit Rhabarber aus dem eigenen Garten.

Rechtzeitig waren wir wieder am Hafen, wo David mit den Rucksäcken wartete und sich sichtlich über eine Aufmerksamkeit für die Aufbewahrung freute. „Ja, die Saison ist kurz.“ Pünktlich legte der „Happy Hooker“ wieder ab.

Inis Meáin, die Schöne

Die Uferpromenade im amphibischen Karstland

Wir waren die Einzigen, die auf Inis Meáin ausstiegen. Der Bootsmann fragte noch, ob wir wirklich hier raus wollten: als seien wir am Ende der Welt und nicht an einem ihrer schönsten Ränder. Rein sicherheitshalber frage er das, nur damit wir nicht falsch landen. Als wir bejahten, war er zufrieden, wollte noch wissen, wann und wohin wir weiterfahren wollten – „Morgen Mittag, nach Inis Mór" – holte die Gangway ein – „Okay!" – und winkte.

Die kleine Fähre legte ab und wir standen alleine auf dem kahlen Pier, weit und breit mutterseelenallein. Die grauen arantypischen Mauern und Einfriedungen zeichneten das spröde Land auch hier und in der Ferne auf dem zentral gelegenen Hügel blickte erneut ein Ringfort auf uns herab. Wir gingen die Straße entlang bis zu einer verglasten Bushaltestelle, die mit einer großen Karte der kleinen Insel aufwartete. Wir waren noch dabei, sie zu studieren, als ein Taxi-Van neben uns hielt: „Nein, einen Campingplatz gebe es hier nicht", sagte der Fahrer, aber er könne uns gerne ein B&B vermitteln. Nach einem sehr kurzen Telefonat und einer ebenso kurzen Fahrt hügelaufwärts wurden wir vor einem gelb gestrichenen, modernen Wohnhaus abgesetzt: „An Dún". Unser Quartier lag gleich gegenüber dem Ringfort Dún Chonchúir – auf Englisch „Doonconor".

Wir bekamen einen Tee an der Rezeption, während unser Zimmer fertig gemacht wurde „Die Insel ist klein, aber wunderschön", erklärte unsere Wirtin Theresa Faherty, „auch wenn es so viele Attraktionen nicht gibt." Die Sonne brach aus den Wolken hervor. Ob wir vielleicht zur Küste wollten? „Sehr gerne!"

Nach einigen Erklärungen waren wir unterwegs, versorgt mit Teresas verblasster Fotokopie, die in wenigen dünnen Strichen die Geografie dieses Eilands skizziert. Isohypsen kannte die Karte nicht, warum auch. Mittig ein Kreis, der höchste Punkt – das

Fort in exponierter Lage – 56 Meter über Null, Tendenz: mit steigendem Meeresspiegel fallend. Dort brachen wir auf.

Machtvoll thront das prächtige Ringfort Dún Chonchúir über dem Eiland, in Sichtweite die Bruderforts auf Inis Oírr und Inis Mór. Die Aussicht ist überwältigend: landwärts die geschlossene Galway Bay und seewärts der weite Atlantik. Es zog uns euphorisch hinab ans Meer. Wir hielten uns nordwärts und folgten zwischen grauen Trockenmauern dem schmalen Fahrweg zum Ufer. Er verlor sich auf der meeresnahen Felsenkante. Je weiter wir kamen, umso einsamer und prächtiger wurde die Küste. Die letzten Häuser blieben weit zurück. Lang reckte sich das hohe Karstplateau in Richtung Westen, menschenleer unter einem wolkenlosen blauen Himmel.

Teresa hatte noch erzählt, dass vor einem Jahr ein amerikanisches Journalistenduo hier aufmarschiert sei und schnellstens wieder von dannen zog, völlig entsetzt über die Einsamkeit der Insel. „Wir wünschten, niemals hierhin gekommen zu sein", lautete das Resümee ihres Magazinbeitrags. Ihnen fehlte jede, aber auch jede Gelegenheit zu Shopping oder Wellness. „Sie vermissten Bars und schicke Läden, Restaurants und stylische Pubs, ja überhaupt jedwede Infrastruktur", lachte Teresa schelmisch. Wir sollten also nicht enttäuscht sein. Unfassbar.

Nein, wir wurden nicht enttäuscht, das kleine Volk beschenkte uns. Erdgeister führten uns an jenem Nachmittag auf eine stattliche Promenade am maritimen Rand des Burren, hinaus an die Schwelle von Land und Meer, wo man den Zauber der Anderswelt erahnt. Wir betraten ihren amphibischen Vorort, streiften durch üppige Grünanlagen aus feucht glänzenden Algen und nassem Tang und gelangten an eine hohe Steilküste. Wir flanierten auf einem prächtigen Boulevard aus Calciumcarbonat und jungem Muschelkalk. Wieso bloß hatten die Amerikaner diese Uferpromenade nicht gefunden?

Hoch über uns lachten die Möwen. Unsere Prachtstraße strebte westwärts und mündete in eine weitläufige Passage. Wir studierten neugierig die Auslagen in Tümpeln und Becken. Es gab Krebse und kleine Schnecken und Treibholz in Klammen und Spalten. Wir konnten einfach kein Ende finden in diesem wundervollen Tagtraum, im strahlenden Glanz des Sonnenlichts, im steten Kontrast der grünblauen See und dem Azur eines makellosen Sommerhimmels. Immer tiefer führte uns unser Bummel hinaus und immer weiter hinab, bis auf die unteren Etagen dieser meeresnahen Mall, vorbei an ihren prächtigen Fassaden.

An einem Tau im leichten Wind wurden wir über die Felskante hinabgelassen auf das abgründige Untergeschoss. Die Ebbe hatte es soeben für uns freigelegt. Wir seilten uns ab, standen abrupt am Fuße der Steilwand und schauten staunend hinauf auf die trutzigen Mauern dieser übernatürlichen Meeresfestung, vor uns ihre unterspülten Kasematten. Sie verzweigen sich in triefenden Kellern, Gewölben und Grotten, die sommers nach dem Regelwerk der Gezeiten trocken fallen, im Winter aber im tosenden atlantischen Sturmspektakel in furchtbaren Wellenbergen versinken.

Hier an der Schwelle von Land und Wasser liegen unweit die Tore zur Anderswelt. Hier wo die Wassergeister aus dem Meer steigen und wo der Sage nach die Blauen Männer während der Herbststürme die Fischerboote kapern, um sich neue Opfer zu suchen: Menschen, die die Kräfte der Urmutter hochmütig verleugnen und die sich in Selbstüberschätzung auflehnen gegen ihre natürliche Macht. Dies waren ihre Gestade. Überirdisch im Wechsel von Ebbe und Flut, dann wieder versunken in Wellen und Wogen, ein Übergangsort der Elemente, im Kommen und Gehen zwischen Wasser und Land. Zwischen Einst und Jetzt und Immer.

Wir waren hinabgestiegen bis in die Fundamente dieser traumhaften Insel, hinunter in unwägbare Erdgeschichten bis an den Anfang des Holozän, als die Gletscher des nordeuropäischen Festlandeises schmolzen und das gehobelte Karstland des Burren wieder freigaben, als die See anschwoll und das Wasser der für Millennien letzten Eiszeit das Vorland der Aran Islands flutete. Hier liegen Anfang und Ende.

Das sanfte Licht des Spätnachmittags hatte die Welt verzaubert und in berauschende Farben getaucht. Tintenblau wogte das Meer, in weißem Schaum brachen sich die Wellen unter unseren Füßen auf schwarzem, grauem und rotbraunem Fels. Wir mussten uns losreißen und unsere Runde beschließen, bevor die Flut zurückkam. Denn allzu schnell verlieren sich an solchen Orten Zeit und Raum und man muss aufpassen, sich nicht zu vergessen. Jahrzehnte können hier unbemerkt verstreichen.

Die Sonne stand schon merklich tiefer. Wir liefen inzwischen am Wasser entlang, hatten nicht mehr an Höhe gewonnen. Sanft fiel das mächtige Karstplateau seewärts. Denn zum offenen Atlantik hin verliert sich das rissige Gestein, schwindet Lage um Lage um Lage. Die vormals erhabene Felsformation verwandelt sich in eine flache Terrasse, um am äußeren westlichen Ende von Inis Meáin wieder so sanft ins Meer zu gleiten, wie sie zuvor im Osten, am weiten Rund der Galway Bay, der seichten See entstiegen ist.

Wir mussten heim. Teresa wartet bis neun mit dem Dinner. Wir hatten den eingezeichneten Pfad auf ihrer Karte längst verpasst und hoffnungslos verloren. So folgten wir der äußeren Küstenlinie und schlugen den Rückweg gen Osten ein. Schließlich kam das Fort in Sicht und wir erreichten die einwärts führende Straße.

Gleich am Wegesrand lag ein kleiner Pub in der Abendsonne. Fröhliche Menschen saßen im Vorhof beim Bier, wir kamen nicht daran vorbei. Ein rotes, kaltes Smithwicks vom Fass ist Labsal nach einem solchen Marsch und so bestellten wir bald eine zweite Runde. Acht Stunden hatten wir für den „zweistündigen“ Spaziergang gebraucht. Doch es soll zeitverlorene Ausflüge in die Anderswelt geben, die zwei- bis dreihundert Jahre dauern. Die Zeit hier draußen gehorcht eigenen Gesetzen. Und auch irische Pubs scheinen ihnen zu folgen. Wir tranken aus und gingen heim, hoch zum Fort, hinauf zu An Dun. Wie ein Flickenteppich lag das Land im warmen Abendlicht. Die gestaffelten grauen, kantigen Mauern zwischen den endlosen Parzellen warfen lange Schatten, als rollten halbhohe Wellen über eine grüne See.

Inis Mór, die Mächtige

Das Klippenfort am Rand der Anderswelt

Wir standen schon lange am Hafen, als irgendwann gegen Mittag die kleine Fähre einlief. Der Bootsmann grüßte: „...ihr hattet das beste Wetter der letzten drei Wochen!“ Also dann, auf nach Inis Mór, zur Hauptinsel! Nach „Árainn“, wie sie im Gälischen heißt. Sie ist die größte und mächtigste. Sie gab den Schwestern ihren Namen, den Familiennamen: Oileáin Árainn.

Das erstgelegene Haus am Fährhafen von Cill Rónáin ist das Pier House B&B, wenige Hundert Meter vom Anleger. „Eigentlich waren wir ausgebucht, aber wegen des Wetters der vorausgegangenen Tage ist jemand kurzfristig abgesprungen.“ „Wie kann man nur wegen so schönem Wetter absagen?“ Die Rezeptionistin lachte, wir buchten ein, mieteten zwei Räder im Aran Bike Hire und radelten am späten Nachmittag los: nach Dún Aonghasa. Um sechs schließt das Visitor Center dort. Das hatten wir nicht bedacht. Das Fort liegt am Rand von Kilmurvey, einer kleinen Crafter Village an der Steilküste, von Cill Rónáin aus eine Dreiviertelstunde mit dem Fahrrad.

Fünf Minuten vor der Schließung erreichten wir schnaufend das Visitor Center unterhalb von Dún Aonghasa. Räder müssen am Eingang abgestellt werden, es geht nur zu Fuß weiter. Die Tür war noch offen. Wir trafen tatsächlich noch jemanden an: Pádraigín Clancy. Sie ließ uns noch ein, ja sie nahm sich sogar noch die Zeit, uns durch die kleine Ausstellung zu begleiten, auf einen Rundgang in die Bronzezeit. Wir streiften die fernen Tage der Entstehung der Anlage und ihres Wiederaufbaus im frühen Mittelalter. Schon bald waren wir in eine spannende Diskussion vertieft.

Wir sprachen über die irische Sprache, die die Verbundenheit der Gemeinschaft zu ihrer Lebenswelt begrifflich bewahrt, heilige Orte kennt und ihre Relation zum Damals. Noch

immer wird Gälisch in der Abgeschiedenheit der Aran Island „gelebt", geschützt vor Übergriffen der englischen Herrschaftssprache: wie die bodennahen Pflanzen in den Klüften ihres karstigen erodierten Bodens. Pádraigín möchte ein Buch über die gälische Sprache schreiben, über „The Living Landscapes", über die sinnliche Bedeutung der Ortsnamen und den lebendigen Kosmos dieser untergehenden Sprache, deren hohe soziale Bindungskraft ihr zusehends entgleitet.

Pádraigín hat in Dublin Geschichte studiert, Folklore und Archäologie. Schon ihre Mutter war Historikerin. Seit frühester Jugend hatte sie sich für keltische Mythologie interessiert. Ihr Thema Keltische Spiritualität hat Pádraigín in Radio- und TV-Sendungen populär gemacht. Nach Forschungsarbeiten auf den Arans entschied sie sich, von der Hauptstadt hierhin zu ziehen, um selbst in der Stille der Inseln zu leben und ihrer Wissenschaft nachzugehen. „Einst war Irland bekannt als die Insel der Heiligen und Gelehrten. Und die Aran Islands sind ein ganz besonderer Rückzugsort", wie sie selbst weiß: „Diese asketische Landschaft begünstigt Kontemplation."

Wir hörten ihr fasziniert zu, sprachen über die frühen Siedler der Bronzezeit, die über die Biskaya nordwärts nach Irland kamen, und über archaischen Jenseitsglauben. Über keltische Mythologie und über die Vorstellung der Anderswelt, die das Verhältnis von Leben und Tod als Gegenwärtigkeit begreift, als Gleichzeitigkeit und Gleichräumlichkeit. In dieser Übergangssphäre zwischen Leben und Tod sind die Grenzen fließend und zu besonderen Zeiten offen. Und fast hätten auch wir die vorrückende Zeit vergessen.

Hinter uns schloss Pádraigín die Türen und entließ uns hinauf nach Dún Aonghasa, an das Tor zur Anderswelt, nicht ohne uns vor dem sirenenhaften Zauber der Klippen zu warnen. „Wagt euch nicht zu nahe an den Abgrund. Bitte nicht! Dún Aonghasa ist ein magischer Ort. Und es ist unerträglich, einen geliebten Menschen am Rande dieser Klippe stehen zu sehen!"

Die Abendsonne neigte sich gen Westen. Der Weg hinter dem flachen Gebäude führte an ein kleines Tor. Es ist nur angelehnt und auch nachts stets unverschlossen. Einst wie jetzt strebt ein breiter Pfad auf klobigen Steinen und groben Stiegen hinan auf den meeresnahen Hügel. Graues, feindliches Gemäuer bildet den hohen Außenring und die beiden Innenwälle des Forts. Davor liegen weithin verstreut als spanische Reiter scharfkantige Steine, die einst wie jetzt eine rasche Überquerung des Vorfelds verhindern und Angreifer den Geschossen der Verteidiger aussetzten.

Drei Schwellen sind zu passieren, zwei Tore zu durchschreiten, dann ist die höchste Ebene erreicht, der innere Bereich, ein karges Auditorium, ein Halbrund, das abrupt ins Meer stürzt. Fast in der Mitte der Bruchkante erhebt sich am Rande des Kliffs ein natürliches kleines Plateau aus dem flachen Boden, eine letzte rechteckige Ebene, der verbliebene Rest einer ringsum abgetragenen Gesteinslage. Wie ein Altar thront sie über dem endlosen Ozean, überdacht von den Wolken des atlantischen Himmels. Eine Bühne für archaische Opferpriester.

Rabenkrähen laufen davon, krächzen höhnisch, um sich abrupt hinabzustürzen in die

Tiefe und mit breiten Flügeln in irrwitziger Fahrt wieder emporzuschießen, als habe sie jemand auf die Klippe zurückgeschleudert. Ein kühler Hauch strömt über das Hochplateau. Auflandiger Wind weht über dem Abgrund, nimmt seewärts zu und scheint an der Steilkante immer böiger zu werden, je näher du kommst. So als wolle der Wind dich bremsen, als wolle er dich zurückschieben, als könne er dich halten. Doch es ist ein zweifelhafter Widerstand. Ein Wahn, ein falscher Zauber. Vertraue ihm nicht! „Bitte, nicht!" Jäh schlägt das Alarmsystem des Körpers an. Adrenalin schießt in die Blutbahn und beschleunigt den Puls. Merklich beginnt das Herz zu pochen.

Der auffrischende Wind hat den Himmel aufgerissen und treibt die letzten Wolken über die Galway Bay. Die tiefstehende Sonne hat das Meer in wogendes gleißendes Quecksilber verwandelt. Mit jedem Schritt, jedem noch so vorsichtigen Schritt, hin zur nahen Steilklippe sendet das Hirn immer eindringlichere Warnsignale aus. Kaum fünf Meter sind es noch bis zum jähen Abgrund. „Bitte, nicht!" Gebannt fällt der Blick über die mörderische Kante, tiefer und tiefer, doch noch ist kein Grund zu sehen.

Noch einen vorsichtigen Schritt voran, den Körper leicht vorgebeugt. Alles, aber auch alles in dir mahnt dich eindringlich, nicht noch näher heranzutreten. Alles in dir warnt dich davor, dich nicht gegen diesen Wind zu stemmen: „Wenn er abreißt, jetzt – zwei Meter vor dem nahen Abgrund – schlagartig innehält, dann stolperst du voran, dann stürzt du vorwärts und vornüber!" Ihn überwinden heißt fallen!

Noch einen kleinen Fuß voran. Adrenalin pur. Kaum einen Meter noch, dann stürzt die Klippe von Dún Aonghasa 300 Fuß hinab in die aufgewühlte See. Das sind 100 schreckliche Meter, die hier oben – ungesichert im trügerisch unsteten Wind – selbst bei Schwindelfreiheit nicht zu ertragen sind. Der letzte Meter ist unüberwindlich. Der Atem stockt. Das Herz beginnt wild zu rasen, die Nerven vibrieren. Bis in den Magen, bis in die Eingeweide: gellende archaische Angst. Es ist unmöglich, sich aufrecht bis an diese haltlose Kante zu wagen. Und zugleich zieht dich diese kolossale Aussicht: hinaus und hinab.

Dies ist die Schwelle zur Anderswelt, der metaphysische Rand des bronzezeitlichen Kosmos, wo Land und See und Himmel sich begegnen, Übergangssphären vom Einst zum Immer im Gezeitengebiet zwischen Leben und Tod, eine Passage vom Diesseits zum Jenseits. So jedenfalls mögen es die Menschen der Bronzezeit gesehen haben, so hatte Pádraigín es uns erzählt. Diese Vorstellung ist am Rand der Klippe nur allzu leicht nachvollziehbar, zwischen Faszination und Todesangst.

Ja, es ist unerträglich, einen geliebten Menschen am Rande dieser Klippe stehen zu sehen! Pádraigín hatte recht. Wir liegen am Abgrund, Hand in Hand auf dem vom Wind polierten karstigen Boden. Selbst bäuchlings ist jede kleinste Vorwärtsbewegung eine Überwindung. Langsam schieben wir die Köpfe über die schaurige Tiefe, während die vitalen Alarmsignale im ganzen Körper toben und alle Lebensgeister eindringlich rufen: keinen Zentimeter weiter! Diese Aussicht ist atemberaubend, beängstigend schön! Tosende Brandung schlägt tief unter uns an die mächtige Steilküste, wo kantiges Land und schäumende See kollidieren. Und der Blick in die Weite geht hinaus bis an den gleißenden Horizont, wo Wolken und Wasser im Himmel zerfließen.

http://www.the-celtic-ways.de